



Kredit Austausch Zwischen- bericht und Zusammen- leben

Inhalt

Editorial

InterAct!

«Der Aufbau von Beziehungen benötigt Zeit»

MAXIM & Co. Community-Building Dezentral

«Es ist wichtig, zu den Leuten zu gehen»

Interaktion und Nachbarschaft

«Ein Rohbau wird zum Begegnungsort»

Galotti on the Road

«Das Miteinander steht im Vordergrund»

Mix&Match – Mehr Stadt für alle!

«Ganz Zürich könnte ein Spielfeld sein»

HEKS Garten-Tandem

«Sich auf Augenhöhe begegnen»

Zürich lebt Vielfalt

Inés Mateos

Zürich. Café complet.

Patric Marino

Impressum

Editorial

Der Kredit «Austausch und Zusammenleben» besteht seit dem Jahr 2018. Er geht auf den Gegenvorschlag des Stadtrats auf eine Volksinitiative zurück und schliesst eine Lücke. Er bietet neue Möglichkeiten für die Mitfinanzierung von Projekten und Prozessen, die bedarfsorientiert Beiträge zur Stärkung und Verbesserung des Zusammenlebens leisten.

Der Kredit hat einen Umfang von 250'000 Franken pro Jahr und wird durch den Bereich Integrationsförderung der Stadtentwicklung Zürich verwaltet und umgesetzt. Unterstützt werden Projekte mit einer befristeten Laufzeit von zwei bis fünf Jahren, die thematisch angelegt sind oder sich dezentral auf einzelne Quartiere in der Stadt Zürich beziehen. Sie sollen insbesondere das Engagement und die Partizipation von Bevölkerungskreisen fördern, die nur über geringe andere Möglichkeiten der Teilhabe am gesellschaftlichen Alltag verfügen.

Auf die im Juli 2017 erstmals publizierte Ausschreibung wurden zehn Finanzierungsgesuche eingereicht. Sechs davon wurden zur Mitfinanzierung bewilligt, teilweise mit reduzierten Beiträgen. Aufgrund des gemeinsamen Projektstarts 2018 und der mehrjährigen Laufzeit ergab es sich, dass der Kredit bis Ende 2020 vollständig ausgeschöpft wurde und neue Projekte erst in den nächsten Jahren wieder berücksichtigt werden können.

Deshalb ist der Zeitpunkt für eine erste Bilanz optimal. Mit diesem Zwischenbericht stellt die Integrationsförderung die sechs unterstützten Projekte vor. Dies in Form von durch die Journalistinnen Natalie Avanzino und Nina Fargahi geführten Interviews mit den verantwortlichen Trägerschaften sowie mit zur Verfügung gestellten Bildern. Sie bieten Einblick in die Vorgehensweisen, die Problemstellungen und die Erfolge der einzelnen Projekte.

Ergänzt wird der Bericht mit einem literarischen Stadtspaziergang bzw. einem Essay des Schriftstellers Patric Marino und einer kritischen Würdigung durch Inés Mateos. Sie ist Beraterin, Moderatorin und Dozentin für gesellschaftliche Themen rund um Bildungs- und Diversitätsfragen.

Der Zwischenbericht zum Kredit «Austausch und Zusammenleben» hat zwei Zielsetzungen. Einerseits informiert er öffentlich über die bisherige Kreditumsetzung und andererseits bietet er eine Diskussionsgrundlage für die weitere Entwicklung. Er soll der Integrationsförderung, der für die Beurteilung der Finanzierungsgesuche zuständigen Kommission und zukünftigen Projektträgerschaften ermöglichen, von den bisherigen Erfahrungen zu profitieren, allfällige Schlussfolgerungen zu ziehen und diese in den Folgejahren zu berücksichtigen.

Diese Diskussionen können unterschiedlichste Aspekte aufgreifen. Denn die realisierten Projekte reagierten je anders auf die in Zürich gelebte Vielfalt. Sie probierten aus, mussten Anpassungen vornehmen und blieben lebendig. Dass ihnen dazu eine gewisse Zeit zur Verfügung gestellt werden konnte, zeichnet den Kredit aus, auch wenn damit die Forderung verbunden ist, dass die Projekte zu einem gegebenen Zeitpunkt abgeschlossen und beendet werden müssen.

Persönlich denke ich, dass es dem Kredit «Austausch und Zusammenleben» gelungen ist, sich in der städtischen Förderlandschaft zielführend zu positionieren. Auch scheint sich die konzeptuell vorgesehene dezentrale Ausrichtung zu bewähren, obwohl, wie Frau Mateos anmerkt, noch zu sehr für einzelne Quartiere und noch zu wenig von den Quartieren aus gedacht und geplant wird. Und nicht zuletzt kann festgestellt werden, dass insgesamt eine Vielzahl von Aktivitäten realisiert wurden, die Menschen zusammenführten und ihnen gemeinsames Tun ermöglichten. Sie trugen zu interkulturellem Austausch und einem guten Zusammenleben bei.

Ich danke allen Beteiligten, die an den unterstützten Projekten oder an der Erstellung dieses ersten Zwischenberichts mitwirkten, und ich freue mich auf die weitere Kreditumsetzung.

Christof Meier,
Leiter Integrationsförderung

T-e-i-l-h-a-b-e



InterAct!

Verein ExpoTranskultur
Orte: Affoltern, Hirzenbach

Das dezentral angelegte Projekt bietet der Bevölkerung in den Quartieren Affoltern und Hirzenbach eine Plattform, um einander zu begegnen, ins Gespräch zu kommen und sich zu vernetzen. Dafür werden interaktive Veranstaltungen und Aktivitäten wie Sprachkaffees, Lesekreise und Kulturworkshops durchgeführt, die einen niederschweligen Zugang zum Austausch zwischen Quartierbewohnerinnen und -bewohnern ermöglichen.





«Der Aufbau von Beziehungen benötigt Zeit»

Was will «InterAct!» im Zürcher Quartier Affoltern bewirken?

Alba Chantico Ledesma: Immer mehr Familien ziehen ins Quartier. Fremdsprachige bleiben aber tendenziell unter sich, die Durchmischung findet zu wenig statt. «InterAct!» soll eine Brücke zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen bilden. Es soll nicht nebeneinander gelebt werden, sondern miteinander. Unser Ziel ist es, die Interaktion innerhalb der Quartierbevölkerung anzustossen. Wir wollen Dynamik reinbringen, Menschen mit unterschiedlichstem Hintergrund zusammenführen.

Wie sind Sie bei der Planung Ihres Projekts vorgegangen?

Nora von Bergen: Wir haben viel Vernetzungsarbeit im Quartier geleistet, sind auf bestehende Vereine und Institutionen zugegangen und boten ihnen Kooperationen an. Unsere interkulturellen Kompetenzen wurden geschätzt und es konnten Synergien erzeugt werden. Der Aufbau von Beziehungen benötigt Zeit.

Welche Angebote konnten Sie initiieren?

Alba Chantico Ledesma: Wöchentlich sind wir im Quartiertreff Zehntenhaus präsent mit unseren interaktiven Kunst- und Kultur-Events, unserem Sprachkaffee, mit einem Häkelatelier oder auch mal mit einem spezifischen Workshop, etwa zu Informatikproblemen oder zum Ausfüllen der Steuererklärung. Parallel dazu realisieren wir Kultur- und Mal-Workshops, Soundinstallationen, Fotoausstellungen und natürlich kommt auch die Kulinarik nicht zu kurz. Über gemeinsames Essen lernt man sich schliesslich am besten kennen.

Ein Highlight Ihrer Arbeit?

Nora von Bergen: Wir sind immer wieder begeistert von den Rückmeldungen unserer «Open Calls» auf den Sozialen Medien. So können wir die Bedürfnisse der Bevölkerung auffangen: Wir holen sie als Experten ins Projekt! Beispielsweise hat uns eine pensionierte Sprachlehrerin angeboten, ein Online-Sprachkaffee zu leiten. Oder eine neuzugezogene tamilische Frau hat in einem Workshop die Kunst des «Fairy-Gardenings» gezeigt. Eine grosse Schale dient dabei als Unterlage, darauf wird mit Pflanzen, Steinen, Ästen oder auch Muscheln eine Situation dargestellt, die etwa die Familiengeschichte erzählt. Der Workshop war ein magischer Anlass. Alle spürten, dass es für die Workshopleiterin ein Herzensthema war.

Interkultureller Austausch bedingt, dass man offen für Neues ist?

Alba Chantico Ledesma: Auf jeden Fall, es ist an uns allen, neugierig zu sein. Und das Beispiel der Reaktio-

nen auf unsere «Open Calls» zeigt, wie jede und jeder etwas Besonderes zu bieten hat. Indem wir Menschen signalisieren, dass wir uns für sie interessieren, stärken wir sie und sie zeigen uns, was sie können. Doch dies geschieht nur im Austausch, es braucht ein Aufeinanderzugehen.

Als ich vor zehn Jahren aus Mexiko nach Affoltern kam, fühlte ich mich sehr isoliert, ich kannte niemanden. Durch mein Engagement im Projekt «Femmes-Tische» konnte ich mir ein Netz aufbauen. Die moderierten Gesprächsrunden ermöglichten mir, zu partizipieren und ich fühlte mich integriert.

Auf welche positiven Erfahrungen schauen Sie zurück in Affoltern?

Nora von Bergen: Es lohnt sich sehr, in ein Quartier zu investieren. Wir konnten mit «InterAct!» verschiedenste Initiativen anstossen und schöne und erfolgreiche Kooperationsprojekte mit lokalen Vereinen und Institutionen durchführen. Beziehungen wurden aufgebaut und Kontakte miteinander verknüpft.

2021 startet Ihr Engagement im Quartier Hirzenbach, was möchten Sie umsetzen?

Alba Chantico Ledesma: Die Herausforderung wird sein, attraktive Veranstaltungen unter Corona-Bedingungen anzubieten, so initiieren wir im Moment einen Kurs zu «kreativem Schreiben». Vielen Leuten, gerade auch Migrantinnen und Migranten, ist es ein Bedürfnis, ihre Geschichte zu erzählen. Wir hoffen, damit auch Menschen zu erreichen, die durch Corona verunsichert sind. Sie sollen spüren, dass sie mit ihren Ängsten nicht allein sind. Sozialer Zusammenhalt ist wichtig für eine funktionierende Gesellschaft – ganz besonders in solch schwierigen Zeiten.

Interview: Natalie Avanzino

Mit dem Verein «ExpoTranskulturel» engagiert sich Alba Chantico Ledesma seit 2013 für mehr sozialen Zusammenhalt in den Stadtzürcher Quartieren. Im Rahmen des Kredits «Austausch und Zusammenleben» hat sie das Projekt «InterAct!» initiiert und widmet sich mit ihrem Team seit 2018 dem Quartier Affoltern – ab 2021 werden sie in Hirzenbach aktiv sein. Nora von Bergen ist seit 2018 als Projektassistentin im Verein aktiv, «ExpoTranskulturel» hat sie über ein Theaterprojekt kennengelernt.

De

zen

tr

al



MAXIM & Co. Community-Building Dezentral

Verein MAXIM Theater

Ort: Seebach

Mit künstlerischen Aktivitäten fördert das Projekt den Austausch und das gemeinsame Tun zwischen einzelnen Menschen und verschiedenen Bevölkerungsgruppen in Zürich Nord. Im Vordergrund stehen interaktive Auseinandersetzungen mit aktuellen gesellschaftspolitischen Fragen, etwa durch Tanz, Theater oder gemeinsame Kochabende.





«Es ist wichtig, zu den Leuten zu gehen»

Wieso haben Sie sich für das Zürcher Quartier Seebach entschieden?

Laura Steiner: Wir haben uns mit verschiedenen Quartieren auseinandergesetzt und haben Analysen erstellt. Dann haben wir uns für Seebach entschieden.

Wie sind Sie vorgegangen?

Laura Steiner: In den ersten Monaten haben wir viel Zeit im Quartier verbracht, Leute auf der Strasse angesprochen, Umfragen gemacht, mit bestehenden Vereinen Kontakt aufgenommen. Wir sind an Veranstaltungen gegangen und haben an Quartierfesten teilgenommen, haben mit aktiven Bewohnerinnen und Bewohnern gesprochen und geschaut, was es bereits gibt und was fehlt.

Claudia Flütsch: Wir haben auch mit Genossenschaften Kontakt aufgenommen und mit dem Verein «Zusammenleben im Kolbenacker», der sich für Zugewanderte in Seebach engagiert. Auch mit der Kirche haben wir zusammengearbeitet oder mit dem Ukulele-Verein. Wir wollten das Quartier aus verschiedenen Blickwinkeln kennenlernen.

Was ist der Zweck Ihres Projekts?

Laura Steiner: Unser Ziel ist es, mit künstlerischen Mitteln die Leute zusammenzubringen. Seebach ist sehr gespalten. Es gibt einerseits die alteingesessenen Seebacher, andererseits die Zugewanderten oder jungen Familien, die in den inneren Stadtkreisen keine Wohnung gefunden haben. Der Graben ist tief und die gegenseitige Skepsis gross. Mit unserem Projekt wollen wir eine gemeinsame Schnittstelle für diese Bevölkerungsgruppen schaffen.

Claudia Flütsch: Und bei den Zugewanderten gibt es riesige Unterschiede, so leben in Seebach Zugezogene mit unterschiedlichen biografischen Hintergründen und Bedürfnissen.

Haben Sie es geschafft, alle diese Zugezogenen zusammen zu bringen?

Laura Steiner: Bei den Geflüchteten haben einige partizipiert, unter anderem bei unseren kulinarischen Veranstaltungen, vielleicht war hier der Bezug einfacher. Bei den zugezogenen Akademikern beteiligten sich vor allem die teils nicht berufstätigen Frauen.

Wie haben Sie von diesen Unterschieden bei den Zugezogenen in Seebach erfahren?

Laura Steiner: Indem wir mit allen möglichen Leuten gesprochen und ihnen zugehört haben.

Claudia Flütsch: Das Ideal des MAXIM Theaters ist die Förderung des Zusammenlebens und die Bereitstellung

eines Raums, in dem Neues geschaffen werden kann und Dinge anders verhandelt werden können. Wir sitzen nicht am Tisch und sprechen über Identität und Politik, sondern wir arbeiten kreativ und künstlerisch mit einem Thema.

Erzählen Sie uns von Perlen Ihrer Arbeit.

Claudia Flütsch: Für mich war das Tanzprojekt «Elefantom» eine Perle. Rund um das Jahr 1929 lebte ein Elefant in Seebach, der sich immer wieder aus dem Tierpark Iosriss und im Quartier allerlei Schabernack trieb. Bei unserem Projekt haben wir die Geschichte des Elefanten quer durch Seebach tänzerisch nacherzählt. An der Premiere waren etwa 30 Leute anwesend und liefen alle Stationen in Seebach mit. Das war ein Highlight, auch künstlerisch.

Haben Sie Learnings aus Ihrem Projekt?

Laura Steiner: Es braucht wirklich viel Zeit, um in einem Quartier anzukommen und von Null etwas aufzubauen. Ich hätte nicht erwartet, dass es so schwierig ist, sichtbar zu werden.

Was kann die Stadt Zürich noch beitragen?

Laura Steiner: Zürich muss unbedingt weiterhin Projekte unterstützen, die auch an den Rändern der Stadt stattfinden. Es ist wichtig, zu den Leuten zu gehen.

Und Ihre persönliche Motivation für diese Arbeit?

Laura Steiner: Ich sehe es gern, wenn etwas Langfristiges entsteht, zum Beispiel Freundschaften zwischen Menschen, die sich ohne unser Projekt vielleicht nie getroffen hätten.

Claudia Flütsch: Mir gefällt das Kreative an dieser Arbeit – von der Idee bis zur Umsetzung. Ich lerne bei jedem Projekt sehr viel und es ist eine Genugtuung, unsere Erfahrungen und Kompetenzen weiterzugeben und zu sehen, was daraus entsteht.

Interview: Nina Fargahi

Das Projekt «MAXIM & Co. Community-Building Dezentral» fördert mit künstlerischen Aktivitäten den Austausch zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen im Stadtzürcher Quartier Seebach. Das vom «MAXIM Theater» initiierte Projekt wird von den beiden Kulturmanagerinnen Claudia Flütsch und Laura Steiner geleitet.

Mitgestaltung

Mitgestaltun

Mitgestaltu

Mitgestalt

Mitgestal

Mitgesta

Mitgest

Mitges

Mitge

Mitg

Mit

Mi

M



Interaktion und Nachbarschaft

F+F Schule für Kunst und Design in Kooperation mit den Gemeinschaftszentren Höngg und Bachwiesen

Orte: Frankental, Am Wasser, Albisrieden

Das Gemeinschaftsprojekt ermöglicht die Realisierung verschiedener Kunstprojekte in den Gebieten Frankental, Am Wasser und Albisrieden. Niederschwellig ausgerichtete Ausstellungen und ein performativer Spaziergang durch die Quartiere soll den Zusammenhalt zwischen Quartierbewohnerinnen und -bewohner stärken und Selbstwirksamkeit erfahrbar machen.





«Ein Rohbau wird zum Begegnungsort»

Wie kam die Idee für Ihr Projekt zustande?

Daniel Hauser: Die Verantwortlichen des Gemeinschaftszentrums Höngg kontaktierten die F+F Schule für Kunst und Design, weil sie sich dafür interessierten, wie sich die F+F mit dem öffentlichen Raum auseinandersetzt. Sie fragten, wie sich die unterschiedlichen Bereiche Soziokultur, Kunst, Fotografie und visuelle Gestaltung miteinander verbinden lassen könnten. Im öffentlichen Raum und in der Quartierarbeit haben Kunst und Gestaltung einen ganz anderen Fokus als die Soziokultur.

Inwiefern lassen sich diese Bereiche kombinieren?

Daniel Hauser: Sowohl die Gemeinschaftszentren als auch die Kunst bearbeiten ähnliche Fragestellungen. Wie interagieren verschiedene Bevölkerungsgruppen miteinander, wer hat Zugang zu welchen Ressourcen? Die Gemeinschaftszentren richten den Fokus auf die Nachbarschaft, das Zusammenleben und die Partizipation in einem Quartier. Die F+F interessiert, wie und von wem der öffentliche Raum besetzt ist, wer sichtbar ist und was unsichtbar bleibt.

Können Sie dies anhand eines Beispiels ausführen?

Daniel Hauser: Die Arbeit «Was geschah, als niemand da war, ausser den Tieren?» ist eine audiovisuelle Fiktion einer Künstlerin des Studiengangs Kunst zu den Erlebnissen der Tiere um das GZ Bachwiesen. Dies während der Zeit, als sie den Ort im Frühjahr 2020 infolge des «Covid-19-Lockdowns» mehrere Wochen für sich allein hatten. Mutmasslich dort lebende Tiere erzählen in einem Hörstück von ihren Erlebnissen und Gedanken. Bilder der Tiere sind rund um die Tiergehege beim GZ Bachwiesen verteilt und der dazugehörige Podcast konnte via QR-Code gehört werden.

Welche weiteren Arbeiten haben Sie begeistert?

Daniel Hauser: Ein Künstler lief die Quartiergrenze von Albisrieden ab. Nachdem er so die exakte Länge ermittelt hatte, entschied er sich, einen 9955 Meter langen Faden – was der Länge der Grenze von Albisrieden entspricht – in einer Holzkiste zu vergraben. An dieser Stelle ist nun eine Tafel angebracht, auf der geschrieben steht: «PUNTO D'ORIGINE DI UN PENSIERO LUNGO 9955m». Eine andere Arbeit wiederum beschäftigte sich mit einer simplen Parkbank unweit der Höngger Tramstation Frankental und stellte fest, dass nie jemand dort sitzt.

Und was kam dabei heraus?

Daniel Hauser: Eine Videoarbeit, in welcher sich der Protagonist mit dieser Bank auseinandersetzt. Mehrere Tage blickt er vom Rand des Kamera-Ausschnitts auf

die Bank, legt sich auch mal auf oder unter diese. Er kann dies alles ungestört tun, da die Bank von Passanten komplett ignoriert wird.

Gab es noch mehr an der Tramstation Frankental zu entdecken?

Daniel Hauser: Wir konnten die Ausstellung «verbunden verknüpft verrückt» in einem Rohbau durchführen, der sich gleich an der Tramstation Frankental befand. Ein Grossverteiler hatte im Parterre bereits geöffnet, die oberen Wohnebenen waren noch nicht fertig ausgebaut. Ein spannender Ort, die Ausstellung lockte sehr viele Besucherinnen und Besucher an – Ein Rohbau wird zum Begegnungsort.

Ihre persönliche Motivation für diese Projekte?

Daniel Hauser: Es sind künstlerische Fragestellungen, die mich antreiben. Der öffentliche Raum ist kein neutrales Gefäss, sondern ständig in Bewegung, immer umkämpft. Wie gehen verschiedene Akteure – Menschen, Firmen oder die Stadt – damit um?

Gab es auch Herausforderungen?

Daniel Hauser: Wir haben unterschätzt, wie komplex die Bewilligungsverfahren mit der Stadt Zürich sind. Obwohl wir jeweils mit der Organisation von verschiedenen Aktionen frühzeitig starteten, erhielten wir die nötigen Bewilligungen teils nicht rechtzeitig. Gewisse Dinge haben wir einfach durchgeführt. Künstlerische Projekte im öffentlichen Raum – wie etwa Performances – sind sehr dynamisch, weshalb eine statische Planung schwierig ist. Wir waren wohl etwas naiv.

Was haben Sie aus den vielen Projekten gelernt?

Daniel Hauser: Wie vielfältig die Zürcher Stadteile sind, wie wichtig und einzigartig die Arbeit der Gemeinschaftszentren in den Quartieren ist. Etwas Vergleichbares gibt es in anderen Städten selten. Ihr Engagement und ihr Wissen ist riesig und sehr wichtig für das Zusammenleben in Zürich.

Interview: Nina Fargahi

«Interaktion und Nachbarschaft» ist ein Gemeinschaftsprojekt der F+F Schule für Kunst und Design und den Gemeinschaftszentren Höngg und Bachwiesen. Es bietet der Bevölkerung eine Plattform, um gemeinsame Visionen für Wohngebiete im Wandel zu entwickeln, den Zusammenhalt in den jeweiligen Quartieren zu fördern und verschiedene Bevölkerungsgruppen zusammen zu bringen. Daniel Hauser leitet den Studiengang Kunst an der F+F Schule.

NEWS
WAKE



Galotti on the Road

Förderverein Galotti

Orte: Oerlikon, Hirzenbach, Unterstrass

Das Projekt ist ein mobiles Musikprogramm, in dem Menschen in Stadtzürcher Quartieren zusammenkommen und gemeinsam musizieren. Das facettenreiche und dezentrale Angebot soll Quartierbewohnerinnen und -bewohner einander näher bringen.





«Das Miteinander steht im Vordergrund»

Warum braucht es Ihr Projekt?

Klaus Hersche: Durch unser Projekt kommen Leute zusammen, die sich sonst kaum begegnen würden. Musik ist wie eine Sprache, die über Herkunft, Identität und Ideologie steht und es schafft, miteinander Neues entstehen zu lassen. So werden Quartiere belebt.

Claudia Rüegg: Es ist wissenschaftlich belegt, dass Musik den Aufbau von zwischenmenschlichen Beziehungen beschleunigen und festigen kann. Beim gemeinsamen Musizieren muss man sich gegenseitig abstimmen, sich synchronisieren, aufeinander hören. Ein Zusammenspiel im wörtlichen Sinn.

Klaus Hersche: Genau! Das Miteinander steht im Vordergrund, ohne ständig reden zu müssen. Es geht uns nicht um irgendeine virtuose Leistung, sondern darum, die Musik zu fühlen und zu erleben, und über die Musik die anderen Menschen kennenzulernen. Ohne Sprache. Oder die Musik als Sprache.

Wie entstand die Idee für Ihr Projekt?

Claudia Rüegg: Wir wollten einen Ort für Musik schaffen in Zürich, der für alle Bevölkerungsgruppen offen und zugänglich ist. Es gibt auch Leute, die als Kinder musizierten und dann aufgehört haben. Durch unser Projekt finden sie wieder den Zugang zur Musik.

Klaus Hersche: Wir haben zwei komplementäre Projekte. Einerseits ist Galotti ein Ort, wo man sich trifft, andererseits gibt es das «Galotti on the Road», mit welchem wir in Quartiere gehen und mit den Bewohnerinnen und Bewohnern musikalische Dinge erproben oder neue Formate und Ideen entwickeln.

Welche Menschen sprechen Sie an?

Claudia Rüegg: Je nach Quartier und Anlass nehmen ganz unterschiedliche Menschen teil. Beim letzten «Christmas Carol» waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sehr durchmischt. Aber es ist nicht einfach, alle anzusprechen.

Klaus Hersche: Bei gewissen Bevölkerungsgruppen braucht es viel Zeit und Geduld, damit sich eine Vertrauensbasis entwickeln kann. Für uns ist das Projekt keine bürokratische Aufgabe, sondern es geht uns um die Menschen in den Quartieren und um die Freude an der Musik.

Kommt die Geflüchtete aus Eritrea an Ihren Anlass?

Claudia Rüegg: Bei gewissen Veranstaltungen: ja! Das ist eine der Bevölkerungsgruppen, die wir ansprechen möchten. Migration ist aber nur ein Faktor. Wir kennen Leute, die seit Generationen hier leben und trotzdem völlig vereinsamt sind und keine sozialen Kontakte haben. Auch sie versuchen wir zu erreichen.

Highlights Ihres Projekts?

Klaus Hersche: Wir hatten einen Abend, an welchem wir Wiegen- und Schlaflieder gesungen haben. Das war sehr berührend. So hat sich auch eine sehr schüchterne Frau aus der Türkei getraut, ein Lied zu singen. Viele der Ereignisse bei uns sind nicht spektakulär. Es braucht Intimität, und dann kann Wunderbares entstehen.

Claudia Rüegg: Für mich ist die Band «Züri Nord» ein Highlight, die Formation hat jeweils beim Bahnhof Affoltern geprobt und dann auch Konzerte gegeben. Oder aber der «Oerliker Jam», der nach einem von Galotti begleiteten Start mittlerweile zum Selbstläufer geworden ist und eine eigene Dynamik entwickelt hat. Oder als Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers ihre Wohnzimmer öffneten und in einen kleinen Konzertsaal verwandelten. Sogar das Gehörlosenzentrum machte mit und übersetzte die Musik in Gebärdensprache. Das war toll!

Was waren die grössten Herausforderungen?

Claudia Rüegg: Bei solchen Projekten ist es wichtig, dass man die richtigen Partner findet, die die gleichen Vorstellungen und Ziele haben. Das Zusammenspiel zwischen ehrenamtlicher und bezahlter Arbeit kann kompliziert sein. Wir sind dankbar, dass wir mit den Gemeinschaftszentren wunderbare Partner gefunden haben, von denen wir viel lernen durften.

Wie sieht die Zukunft von «Galotti on the Road» aus?

Claudia Rüegg: Die zeitliche Beschränkung der finanziellen Unterstützung steht in gewisser Weise im Widerspruch zur Arbeit, die wir in den Quartieren machen und die einen sehr langen Atem benötigt. Etwas aus dem Nichts zu erschaffen, ist eine sehr komplexe Angelegenheit. Im Moment wissen wir nicht, wie wir «Galotti on the Road» weiterführen können, wenn die Förderung ausläuft.

Interview: Nina Fargahi

Das finanzierte Projekt «Galotti on the Road» des Fördervereins «Galotti» bietet Menschen mit diversem kulturellen und sozialen Hintergrund die Möglichkeit, gemeinsam Musik zu machen. Das Projekt wird von der Pianistin und Musikpädagogin Claudia Rüegg und vom Kulturveranstalter und Freizeitmusiker Klaus Hersche geleitet. Die Umsetzung erfolgt in verschiedenen Stadtzürcher Quartieren.

Qu
t
er



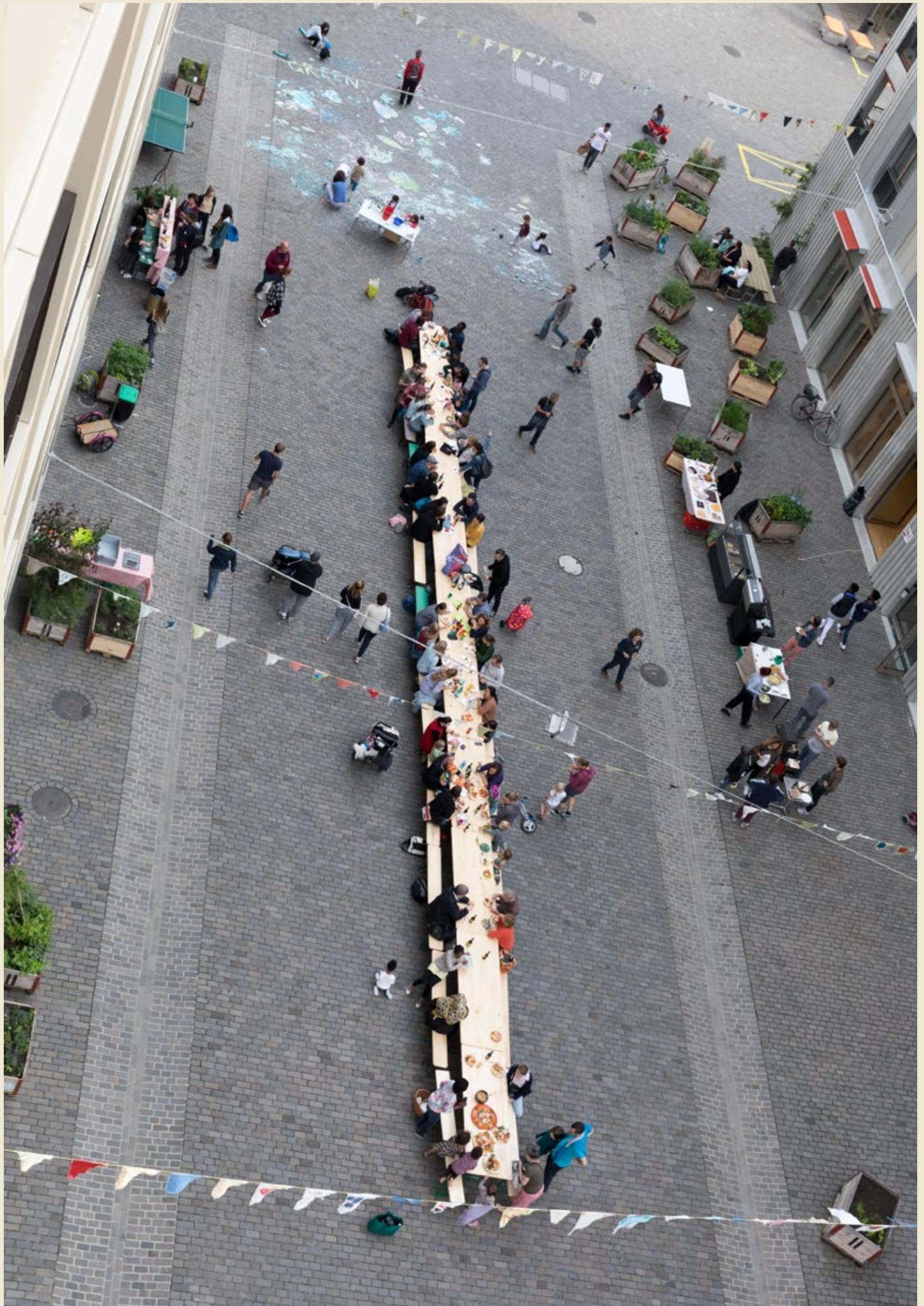
Mix&Match – Mehr Stadt für alle!

Verein n'importe quoi Produktion

Orte: Wollishofen, Leimbach

Gemeinsam mit der Bevölkerung der Quartiere Wollishofen und Leimbach werden im Rahmen dieses Projekts verschiedene kooperative Spielformen entwickelt und gespielt, um mit Begegnungen Verbundenheit zu schaffen. Ziel ist es, die Lust auf Kooperationskultur zu wecken und den Mehrwert von Diversität für die Quartiere sichtbar zu machen.





«Ganz Zürich könnte ein Spielfeld sein»

Quartiere als Spielfelder zu benützen, wie kamen Sie darauf?

Syl Betulius: Die Idee, die Stadtzürcher Quartiere Leimbach und Wollishofen über einen Spielanlass zu verbinden, entstand rasch. Wir kannten die Mitglieder des Vereins «Mondopoly» und ihr Engagement an Schulen. Ihr Begegnungsspiel nutzt eine Stadt, eine Gemeinde oder ein Quartier als Spielbrett. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer besuchen verschiedene Spielfelder, bei denen sie Menschen an ihrem Wohn-, Arbeits- oder Freizeitort begegnen. Durch eine gemeinsame Aktivität lernen sie sich kennen.

Was wollen Sie mit Ihrem Projekt «Mix&Match» erreichen?

Lara Hacisalihzade: Wir wollen die Kooperationskultur wecken und Raum für Ideen schaffen. Der Name «Mix&Match» ist von der Modewelt inspiriert: Stile vermischen sich, Neues und Altes wird kombiniert. Wir laden die Bevölkerung dazu ein, sich auf spielerische Weise mit ihrem Umfeld auseinanderzusetzen. Wer sich auf das Spiel einlässt, lernt Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers mit unterschiedlichen sozio-kulturellen Hintergründen kennen. Diese sind etwa durch ihre Generationenzugehörigkeit, ihre Bildung, ihre Religion, ihre Wohnform, ihren Beruf oder auch durch ihren sozioökonomischen Status geprägt.

Lassen sich Menschen einfach zum Spiel verführen?

Syl Betulius: Ja, spielen bereitet Jung und Alt Vergnügen. Man wird im Spiel zu einer anderen Person, kann in unterschiedlichen Teams unterwegs sein. Ein unkomplizierter Austausch ist garantiert, über das Spielen kommt man ganz zwanglos ins Gespräch.

Lara Hacisalihzade: Faszinierend ist beim Spiel, dass die Mitglieder eines Teams für einen kurzen Moment auf ein gemeinsames Ziel fokussieren, erfolgreich sein möchten und dann wieder auseinandergehen.

Weshalb die Quartiere Leimbach und Wollishofen?

Lara Hacisalihzade: Zürich wächst an den Stadträndern. Die meisten Leimbacher sind zugezogen, die Bautätigkeit in diesem Quartier ist sehr gross. Viele Bewohnerinnen und Bewohner orientieren sich aber an der Innenstadt und wohnen einfach in Leimbach. Die Wollishofer haben etwas mehr Quartierbewusstsein, doch die Stadt rechnet auch in diesem Quartier in den nächsten Jahren mit einem Bevölkerungswachstum von 25 Prozent. Umso wichtiger ist die Quartierarbeit, damit in Wollishofen nicht nur gewohnt, sondern auch gelebt wird.

Gab es ein Highlight am ersten Spieltag?

Syl Betulius: Der Abschlussevent war wirklich der Höhepunkt: eine grosse Tavolata mit rund 120 Personen in Grencity. Das Gemeinschaftszentrum hat die

Tische und Bänke zur Verfügung gestellt, ein Restaurant den Grill, eine Bäckerei spendierte Gebäck und alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer brachten kulinarische Spezialitäten für die grosse Tavolata. Die Stimmung war wunderschön. Alle haben gemeinsam an einer riesigen Tafel gegessen und sich ausgetauscht.

Welche Learnings nehmen Sie mit für den nächsten Anlass?

Lara Hacisalihzade: Es gibt bestimmte Abläufe, die wir optimieren können. Eine frühzeitigere und noch intensivere Kommunikation mit Partnern wäre sicher sinnvoll. Aber wie bei allen grossen Projekten muss man ab und zu auch einsehen, dass nicht alles umsetzbar ist.

Unterscheidet sich der zweite Spielevent vom ersten?

Lara Hacisalihzade: Beim nächsten Anlass wollen wir auf Personen fokussieren, die frisch zugezogen sind und noch über wenig Deutschkenntnisse verfügen. Wir möchten frühzeitig entsprechende Partner angehen – Organisationen, die sich beispielsweise um Geflüchtete kümmern. Denn wir glauben, mit dem Konzept des Spiels können Sprachbarrieren überwunden werden.

Wie geht es weiter?

Syl Betulius: Corona hat uns ziemlich ausgebremst. Aber wir haben die zusätzliche Zeit genutzt und Inspirationen gesammelt. Neu haben wir einen Game-Designer in unserem Team dabei. Er konzipiert Kinderkrimis für Museen und weiss genau, wie Menschen zum Spielen animiert werden können. Wir stellen uns vor, dass unser Projekt irgendwann auf andere Quartiere ausgeweitet wird – oder ganz Zürich könnte ein Spielfeld sein.

Interview: Natalie Avanzino

Der Verein «n'importe quoi Produktion» entwickelte unter dem Label «Mix&Match» ein Kooperationsspiel für die Stadtzürcher Quartiere Leimbach und Wollishofen. Der erste Spieltag fand im Juni 2019 statt, der zweite Event war für 2020 geplant. Aufgrund der aktuellen Corona-Situation ist der zweitägige Anlass auf Frühsommer 2021 verschoben worden. Syl Betulius ist Gründungsmitglied von «n'importe quoi Produktion» und hat die Projektleitung von «Mix&Match» inne. Lara Hacisalihzade ist im Organisationskomitee und widmet sich der Kommunikation und der Vernetzungsarbeit.

~~NICHTSTUN~~



HEKS Garten-Tandem

HEKS Regionalstelle Zürich/Schaffhausen

Orte: Hard, Altstetten

Quartierbewohnerinnen und -bewohner aus den Zürcher Stadtkreisen 4 und 9 erhalten in diesem Projekt die Möglichkeit, in einem Tandem zu gärtnern. Die Teamarbeit erlaubt persönliche Begegnungen und fördert einen vertieften Austausch zwischen der lokalen Bevölkerung und Neuzugezogenen.





«Sich auf Augenhöhe begegnen»

Wie ist die Idee zum Garten-Tandem entstanden?

Claudia Portmann: HEKS bietet in Zürich seit 2012 Familiengärten für Migrantinnen und ihre Familien an. Die gepachteten Gartenparzellen werden von den Frauen selbstständig bewirtschaftet. Eine HEKS-Gartenfachfrau unterstützt sie an den wöchentlich stattfindenden geleiteten Treffen mit praktischen Tipps. Aus diesem Projekt haben wir die Idee des Garten-Tandems abgeleitet, dieses ist für alle offen. Allerdings beteiligen sich auch hier deutlich mehr Frauen als Männer. Das Konzept ist, dass eine Person aus dem Quartier gemeinsam mit einer frisch zugewanderten einen Garten bewirtschaftet. So können neben der körperlichen Betätigung gleichzeitig die Deutschkenntnisse gefördert und Kontakte geknüpft werden.

Wo wird gegärtnert?

Claudia Portmann: Gegärtnert wird im Quartiergarten Hard beim Letzigrund und auf dem Pflanzplatz Dunkelhölzli in Altstetten. Die Tandems treffen sich einmal pro Woche zur gemeinsamen Gartenarbeit und nehmen an den monatlichen Gruppentreffen teil. Als HEKS-Gartenleiterin unterstütze ich sie bei Fragen. Wie auch die lokalen Tandempartnerinnen und -partner gehen die Migrantinnen und Migranten gerne ausserhalb der vereinbarten Termine in den Garten. Sie schätzen die Arbeit im Freien, viele leben in beengten Wohnverhältnissen.

Wie findet ein Tandem zusammen?

Claudia Portmann: Interessierte Migrantinnen und Migranten kennen wir dank des HEKS-Kontaktnetzes. Es ist deutlich anspruchsvoller, in der lokalen Bevölkerung Personen zu finden, die bereit sind, eine Tandem-Partnerschaft einzugehen. Wir mussten pragmatisch vorgehen, teils wurde aus einem geplanten Tandem dann halt ein Trio: Eine pensionierte Italienerin hat sich beispielsweise mit zwei Frauen aus Afghanistan zusammengetan. Diese hatten regelmässig auch ihre Kinder dabei. Bei den Tandempartnerinnen und -partnern aus dem Quartier sind viele Personen dabei, die ebenfalls einen Migrationshintergrund haben – so etwa eine Deutsche, eine Ungarin und ein Rumäne.

Haben alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer Gartenerfahrung?

Claudia Portmann: Dies variiert, im Garten Hard gärtner-te beispielsweise ein junger Mann aus Eritrea, der sehr viel Wissen mitbrachte, da er früher mit seinem Vater Land bewirtschaftete. Seine Erfahrung sah man dem Gartenbeet hier dann deutlich an. Andere bringen

weniger Vorwissen mit, sind aber begeistert von der Möglichkeit, Neues zu lernen. Unser Wunsch ist es, dass die Teams sich auf Augenhöhe begegnen, unabhängig davon, wer mehr Fachwissen mitbringt.

Gibt es in den Teams auch schwierige Momente?

Claudia Portmann: Es ist spannend, welche Tandems funktionieren, es finden manchmal die unterschiedlichsten Personen zusammen. Eines der Garten-Tandems hat sich getrennt, die Zusammenarbeit ging aus verschiedenen Gründen nicht. Als Erwachsenenbildnerin ist es für mich eine Herausforderung, die teils auch sehr belasteten Personen zu begleiten. Aber die Betätigung im Garten erdet und kann Probleme wenigstens für einen Augenblick verschwinden lassen.

Haben Sie die Ziele des Projekts erreicht?

Claudia Portmann: Der Wunsch von HEKS war es, dass das Projekt dereinst von den Quartieren getragen wird. Dies ist nun mit Corona schwieriger geworden, es werden meist nur die engen sozialen Kontakte gepflegt und keine neuen gesucht. Auch die Idee, dass die Tandems nach einer erfolgreichen Saison ihren Kontakt ausserhalb der Gartenarbeit weiterpflegen, konnte nur vereinzelt umgesetzt werden.

Werden in Corona-Zeiten die Gärten nicht mit Anfragen überhäuft?

Claudia Portmann: Das Interesse an naturverbundenen Tätigkeiten wie Gärtnern ist in den letzten Monaten tatsächlich gestiegen. Aber bei unserem Projekt geht es nicht nur um die Gartenarbeit. Ein wichtiger Teil ist der Austausch mit einer fremdsprachigen Person. Sich wöchentlich zu treffen, dazu sind leider nur wenige bereit. Dabei kann ein solcher Austausch für beide Seiten äusserst bereichernd sein.

Interview: Natalie Avanzino

HEKS bietet der Quartierbevölkerung und neu-zugezogenen Migrantinnen und Migranten die Möglichkeit, in einem Tandem zu gärtnern. Die HEKS-Gärten sind in den Stadtzürcher Quartieren Hard und Altstetten. Die gemeinsame Tätigkeit soll Begegnungen ermöglichen und den Austausch fördern. Claudia Portmann hat als Gartenleiterin das Projekt 2019 aufgebaut und begleitet es seitdem.

AUSSEN- BLICK

Zürich lebt Vielfalt

Die Schweiz ist kulturell vielfältig, die urbanen Zentren der Schweiz sind es umso mehr. So sind auch in nahezu allen Zürcher Stadtteilen die unterschiedliche Herkunft und die vielfältigen Sprachen und Traditionen ihrer Einwohnerinnen und Einwohner schon lange fester Bestandteil des Stadtlebens geworden. Die Stadt, die man vergangenheitsbezogen Zwinglistadt nennt, könnte man deshalb gegenwartsbezogen durchaus als Weltstadt bezeichnen – und in Zukunft dürfte sich die vielfältige Herkunft ihrer Bewohnerinnen und Bewohner aus allen Weltteilen noch zusätzlich pluralisieren.

Zusammenleben in der Vielfalt ist in Zürich gelebte Normalität. Das spiegelt sich nicht nur im kulinarischen Konsumangebot der Stadt wieder, es ist auch in den unterschiedlichen Gesichtern der Menschen sichtbar, in den vielen Sprachen, die im Echoraum der Stadt erklingen und es zeigt sich generell im selbstverständlichen Umgang mit Vielfalt als unhinterfragtem Bestandteil gelebter gesellschaftlicher Praxis im Alltag. Angesichts dieser augenfälligen Normalität drängt sich die Frage auf, weshalb es eines spezifischen Kredits bedarf, der «Austausch und Zusammenleben» in der Stadt fördern will. Vielfalt ist in Zürich da und Vielfalt wird vielerorts im Zürcher Stadtraum auch gelebt. Ungeachtet dieser Beobachtung des städtischen Alltags, doch angesichts disparater Tendenzen innerhalb der Bevölkerung stellt sich die weiterführende Aufgabe, diese Vielfalt in den Dienst des gesellschaftlichen Zusammenhaltes, des friedlichen Dialogs und der Erschaffung diskriminierungsfreier Räume zu stellen. Und dazu bedarf es eines angemessenen Umgangs mit der vorhandenen Diversität. Die Pluralisierung der Gesellschaft stellt uns vor eine wichtige Gestaltungsaufgabe, denn nur im besten Falle ergibt sich der offene und umsichtige Umgang mit Vielfalt und Unterschieden von alleine. Oft bleibt auch der vordergründig von Vielfalt geprägte städtische Raum für viele unzugänglich, stellen gewachsene

Vorstellungen und Gewohnheiten eine unsichtbare, aber unüberbrückbare Barriere für Zugezogene dar oder ist die Heterogenität in einem bestimmten Quartier so gross und so neu, dass erst allmählich ein gemeinsamer Raum daraus erwachsen kann. Um Vielfalt aktiv zu gestalten, ist der städtische Raum ein bedeutender Ort. Sozialer Zusammenhalt entsteht zunächst einmal in der konkreten Begegnung. Und Städte sind per se Orte der Begegnung. Die Nachbarschaft im Quartier spielt dabei eine wichtige Rolle. Ob im Gemeinschaftszentrum, im Sportverein, in der Schule oder der Kita, im Musikverein oder dem Jugendzentrum oder ganz einfach in der Nachbarschaft eines Stadtkreises, überall da kommen Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt zusammen und überall da eröffnet sich ein bedeutender Spielraum, um das Gemeinsame in der Vielfalt aktiv zu formen. Dabei geht es nicht in erster Linie darum, normative Vorstellungen des Zusammenlebens zu setzen, sondern vielmehr darum das Zusammenleben tatsächlich zu leben und in unterschiedlichen Formen im geteilten städtischen Raum gemeinsam zu erproben. Denn so sehr ein Quartier Begegnungsort sein kann, so sehr können gerade im städtischen Raum Menschen auch getrennt und vereinzelt nebeneinander leben. Dagegen ist prinzipiell auch nichts einzuwenden, wenn Zugang und Teilhabe tatsächlich für alle gegeben sind und die Vereinzelung einer individuellen Wahl entspricht und nicht die Folge von verwehrtter Partizipation darstellt.

Nimmt man das Quartier, den Stadtkreis als Experimentierraum des Zusammenlebens, lassen sich verschiedene Beobachtungen machen. Einerseits wirken die persönliche Begegnung und das gemeinsame Tun gegen Misstrauen und Berührungsängste und gegen daraus resultierende Vorurteile und Fremdenfeindlichkeit, andererseits stellt der geteilte Raum Zugehörigkeit her. Stadtkreisbewohnerinnen und -bewohner können im bewussten Austausch in ihren hybriden Alltagswelten kulturell zusammenwachsen und öffentliche Darstellungsformen von Vielfalt finden, die von gegenseitiger Anerkennung geprägt sind und so die Zukunft der Stadt wesentlich mitbestimmen. Wenn darüber hinaus das gemeinsame Tun und der Dialog auf Augenhöhe geführt und produktiv gestaltet werden, fördert die Erfahrung unterschiedlicher Perspektiven zweifellos den gesellschaftlichen Zusammenhalt.

Der Akzent, den die Stadt Zürich mit dem Kredit «Austausch und Zusammenleben» auf die Förderung des Zusammenlebens setzt, lässt sich

in diesem Sinne verstehen. Ursprünglich erwachsen ist der Kredit aus dem Gegenvorschlag zur Volksinitiative «Für ein weltoffenes Zürich – Kulturaustausch statt Fremdenfeindlichkeit», die mit dem Anliegen eines städtischen Kulturhauses auch einen Ort des konstruktiven Gesprächs, des gegenseitigen Austausches und der Stärkung der interkulturellen Kompetenz durch Begegnung erschaffen wollte. Der Stadtrat und mit ihm der Gemeinderat entschieden sich gegen ein eigentliches Kulturhaus, aber dennoch für die Förderung der Idee, Begegnung und Austausch zu stärken. Mit dem neuen Kredit soll das Anliegen dezentral in Quartiere und Stadtkreise hinausgetragen und unterschiedlich lokal verortet werden. Dabei will die neue Förderung mittelfristige Prozesse des Zusammenlebens der Bevölkerung verbessern und thematische oder auf einzelne Stadtkreise und Quartiere angelegte Projekte unterstützen, die eine bestimmte Problemstellung bearbeiten oder zukunftsträchtiges Potential aufweisen. Im Fokus stehen dabei innovative Projekte mit professioneller Infrastruktur und transkultureller Kompetenz, die das Engagement und die Partizipation von Bevölkerungskreisen mit geringer Teilhabechance stärken.

Der Anspruch, Projekte aus dem neuen Kredit in die Quartiere hinauszutragen scheint sich zu erfüllen. Ausser in unterschiedlichen Gemeinschaftszentren wirken Angebote unter den Schlagworten «Austausch und Zusammenleben» in so unterschiedlichen Quartieren wie im Frankental, Am Wasser, in Zürich-Höngg, Affoltern und Seebach, Wollishofen und Leimbach, Hard und Altstetten. Das Bestreben geht in Erfüllung dezentral und möglichst lokal die Begegnung zu ermöglichen – dort, wo die Menschen eben leben und sind.

Dass das gemeinsame Tun, das die meisten der Projekte zum Inhalt haben, gar nicht so sehr dem Innovationszwang nachgibt, welchen die Ausschreibung suggeriert und vielleicht gerne hätte, hat meines Erachtens seine Richtigkeit. Begegnung und Austausch auf städtischer Ebene zu organisieren, heisst eben auch in die Alltagsroutinen der Menschen im Quartier einzutauchen, zu imaginieren, was die Bewohnerinnen und Bewohner eines ganz bestimmten Stadtteiles benötigen, um sich angesprochen und bestenfalls zugehörig zu fühlen und mitzumachen. Da geht es zunächst mal um Community-Aufbau mit klassischen niederschweligen Quartierangeboten wie Theaterspiel oder Tanz, Sprachenkaffee oder Lesekreis, Fotoatelier oder Malkurs, gemeinsames Kochen und Gärtnern

oder aber musizieren und singen. Im Mikrokosmos der Nachbarschaft können so neue Beziehungen über Alters-, Sprach- und Kulturgrenzen hinweg entstehen, können Nachbarinnen und Nachbarn, die sonst stets unbemerkt an einander vorbeigingen, sich kennenlernen und im besten Falle auch verstehen lernen.

Dass solcher Community-Aufbau Zeit benötigt und organisiert sein will, versteht sich von selbst; der Aufwand, der in den Projekten betrieben wird, zeigt dies nochmals deutlich. Der Community-Aufbau ist unabdingbar, um das Zusammenleben als solches im Quartier in einer ersten Phase in Bewegung zu bringen, um Gemeinschaft entstehen zu lassen. Aber dieser Aufbau ist erst der Beginn, er ist eigentlich vorerst die Bedingung der Möglichkeit, damit Neues entstehen kann. Hier werden mit dem Mittel der Begegnung zuerst einmal die Voraussetzungen geschaffen, damit der Austausch möglich werden kann. Spannend wird es aber erst dann, wenn die so gewachsene Community in einem Quartier selber aktiv wird und selbstbestimmt beginnt, den Fördertopf für sich in Anspruch zu nehmen. Dann also, wenn die jetzt wirkenden Organisationen und Projekte aus den Quartieren wieder verschwinden und die Stadtteilbewohnerinnen und -bewohner selber Ideen entwickeln, wie sie ihr Zusammenleben gestalten wollen und damit die Mittel beanspruchen, welche die Stadt mit dem Kredit «Austausch und Zusammenleben» zur Verfügung stellt. Erst dann kann von gelebter Partizipation gesprochen werden. Erst dann wird der Kredit auch dem ursprünglichen Anliegen der Initiative gerecht, die ihn angestossen hat, nämlich, Migrantinnen und Migranten aus der Ausgrenzung in die Zugehörigkeit des Zusammenlebens der Stadt zu holen.

In diesem Sinne drängt sich mir auch die Frage auf, wer die Akteurinnen und Akteure der Projekte sind. Oder profaner formuliert: Wer tut da eigentlich was für wen? Auffällig erscheint mir, dass ein Grossteil der Projekte nicht aus den Quartieren selber erwachsen ist. Dass nur wenige in den Quartieren gewachsenen Vereine oder Communities die neue Möglichkeit von «Austausch und Zusammenleben» wahrgenommen haben. Bemerkenswert ist auch, dass die Organisationen, die Projekte in die Stadtkreise gebracht haben, nicht explizit und das heisst schon bei Projektkonzeption und -eingabe mit lokalen Vereinen und Communities sichtbar und auf Augenhöhe in Kooperation getreten sind. Die Projekte bewegen sich noch stark in der Logik des Angebots und des

«für die Zielgruppe», statt «mit der Zielgruppe». Der Anspruch des Miteinanders, das in «Austausch und Zusammenleben» programmatisch vorhanden ist, sollte durch ein Vorgehen gestützt werden, das noch viel stärker auf Partnerschaften mit in den Quartieren schon ansässigen Gruppierungen auch aus der Migrationsbevölkerung setzt. Denkbar ist, dass für einige in den Quartieren durchaus interessante Akteurinnen und Akteure die in der Ausschreibung gesetzte Bedingung «professionelle Infrastruktur» abschreckend wirken kann. So geht leichtfertig eine wichtige Ressource für den Einbezug der Quartierbevölkerung verloren. Stärker auf Partnerschaften zu setzen, die Betroffene zu Beteiligten macht, sollte für die Projekte deshalb wegweisend werden.

Im Sinne einer kritischen Würdigung lässt sich mit Bestimmtheit sagen, dass die laufenden Projekte auch im Prozess der Ermächtigung der Quartierbewohnerinnen und Quartierbewohner wichtige Player sind. Sie haben vor allem die Funktion die Barrieren des Zugangs zur Gemeinschaft zu beseitigen und Teilhabe zu ermöglichen, in diesem Sinne auch neue Gemeinschaft und damit auch Zugehörigkeit entstehen zu lassen. Umso mehr als sie dies auch an den Rändern der Stadt lokal im Quartier verorten und mit langem Atem tun. Der Ort und der Raum spielen hier also eine ebenso grosse Rolle, wie das gemeinsame Tun selber. Wenn Kultur in diesem Prozess von allen Beteiligten als ein Bindeglied, als etwas verstanden wird, das gemeinsam veränderbar und gestaltbar ist, dann ist der erste Schritt zu einem inklusiven Raum getan.

Der Kredit «Austausch und Zusammenleben» setzt im Kleinen an, in der Begegnung der Menschen im Quartier, im Zusammenleben in der Stadt. Das hat seine Richtigkeit, wie ich es oben versucht habe deutlich zu machen. Dennoch stellt sich aus meiner Sicht die Frage nach der Wirkung, welche die Projekte auf die institutionelle Transformation haben. Was ich damit ansprechen will, ist, dass die starke Konzentration auf das Zusammenleben, auf das ohne Zweifel wichtige zivilgesellschaftliche Engagement und damit auch auf die individuelle Begegnung und das Individuum selber, den Blick wegführt von Institutionen und Regelstrukturen. Diese zu öffnen und innerhalb der Institutionen diskriminierende Strukturen abzubauen, die den Zugang und die Teilhabe von Migrantinnen und Migranten ermöglichen – oder noch etwas grundsätzlicher von Menschen, die nicht der gängigen Vorstellung des Schweizer Durchschnittsbür-

gers entsprechen – das bleibt meines Erachtens die Herausforderung schlechterdings, wenn es um das friedliche Zusammenleben in der städtischen Vielfalt geht. Es ist für die Menschen zweifellos wichtig, wie sie in ihrem ganz direkten Umfeld gesehen werden – in der Strasse, in der sie wohnen, im Quartier, in dem sie leben – wie sie sich dort einbringen und verständigen können, ob man sie als Individuen mit einer Geschichte wahrnimmt, die Teil der Schweiz ist, auch wenn sie woanders ihren Anfang genommen hat, oder als fremde Eindringlinge. Für das Gefühl der Zugehörigkeit in sehr hohem Masse relevant ist aber weiterhin, welchen Zugang Familien zu Wohnraum, Kinder zu Bildung und Menschen zu Beschäftigung haben, wie sie von den Behörden wahrgenommen und behandelt werden, ob ihre Menschenwürde im politischen und medialen Alltag gewahrt wird oder nicht.

In diesem Sinne könnte die Überlegung interessant sein, wie der Kredit «Austausch und Zusammenleben» nicht nur Begegnung und Austausch lokal in den Quartieren, sondern darüber hinaus auch den institutionellen Wandel der Stadt anstossen und fördern kann. Leitend könnte die Frage sein, wie die Erfahrungen des Zusammenlebens, die in den Projekten gemacht werden, auf institutioneller Ebene und über die Gemeinschaftszentren hinaus einfließen können. Prozesse, die inklusiven Räumen förderlich sind und erprobte transkulturelle Kompetenzen, die Einschluss erzeugen, sind das unter den Schlagworten «Austausch und Zusammenleben» lokal in den Stadtkreisen produzierte Wissen, das dringend in die Institutionen und Behörden der Stadt Eingang finden muss.

In unserem Kontext bedeutet erfolgreich gelebte Vielfalt im Minimalfall friedliches Zusammenleben im Stadtkreis. Im besten Fall – und dieser sollte uns leiten – bedeutet gelingende Vielfalt, dass die Menschen Zugang zum Stadtleben und Teil am Wohlstand haben, dass sie ihren Zürcher Stadtkreis als inklusiven Raum erleben, dem sie sich zugehörig fühlen. Dazu benötigt es die Anerkennung von Vielfalt ebenso, wie den Willen diese zu gestalten – im Quartier, aber auch darüber hinaus. Damit die Menschen in Zürich nicht nur eine unterschiedliche Vergangenheit haben, sondern auch eine gemeinsame Zukunft, die schon begonnen hat.

Zürich. Café complet.

Mein Spaziergang beginnt im Kreis zehn. Hier bin ich vor sechs Jahren hingezogen, es ist der einzige Kreis, dessen Zahl ich sicher kenne. Vier oder fünf? Wiedikon oder Witikon? Cheibe Chreise, schickt mir euren Standort, dann finde ich euch auch in Zürich. In Höngg, am Wasser beginnt mein Spaziergang, und ich versuche, die Stadt wie die Aareschlaufe zu umlaufen. In fremden Städten (Genua, München, Stockholm zum Beispiel) gehe ich so lange, bis meine Füsse schmerzen und ich eine Bar, einen Baum, ein Graffiti wiedererkenne und weiss: Hier war ich schon, und wenn ich zum dritten Mal vorbeikomme, gehört der Ort mir. Funktioniert das auch in Zürich?

Das Wasser also, und die Kunst am Wasser. Beide haben etwas Verlässliches und Universelles: Die Limmat fliesst ins Meer, und die Künstler tragen Schnäuzchen. Ich schaue zu, wie sie Bananen in die Bäume hängen, Verkehrsschilder mit Stickern vollkleben, am Boden Dosenbier trinken. Sie machen den Ort zu einem anderen, für Vertraute zu einem fremden, für Fremde zu einem vertrauten Ort. Ich setze mich zu den Schnäuzchen auf den Boden und trinke ein Bier (es scheint lange her: Man trug keine Masken und hatte keinen Abstand). Ein alter Mann stellt sein Velo ab, nimmt ein Akkordeon aus dem Anhänger, setzt sich hin, faltet es auf und entlockt ihm Melodien, traurig und falsch, immer wieder

unterbricht er sein Spiel. Wir hören ihm lange zu, bis ich merke, dass er nicht zum Kunstprojekt gehört, sondern jeden Tag hierherkommt und spielt. Es ist schwierig, es ist schwierig, sagt er, faltet sein Akkordeon zusammen und legt es in den Veloanhänger, man muss mit Spielen beginnen, wenn man jung ist.

Ich spaziere weiter, verlasse das Wasser, gehe bergauf, blicke zurück auf den Prime Tower und auf Zürich West. Wo beginnen die Aussenquartiere, die äusseren Kreise? Wo man die Hochhäuser nicht mehr sieht? Wo die Häuser farbig werden? Wo man kein Deutsch mehr hört? Im türkischen Lebensmittelladen, der italienischen Pasticceria, dem indischen Take-away fragt niemand, woher ich komme, weil die Inhaber selbst nicht von da sind. (Im Migros Limmatplatz sprach ein Schweizer Lehrling konsequent Hochdeutsch mit mir, weil er mein Berndeutsch für einen ausländischen Akzent hielt.) Wenn ich am Mittag durch die Strassen von Seebach gehe und es nach Burek, Berbere und Bacalhau riecht, möchte ich hier wohnen, im interkulturellen Treppenhaus Zürichs. Ich möchte auf Teppichen sitzen oder an Tischen, die so lang und voll sind, dass ein Maul mehr nichts ausmacht. Ich möchte mit den Händen essen und am nächsten Tag die Schärfe unter den Fingernägeln spüren. Bei meinen eritreischen Freunden essen wir ohne Gabel – heisst sie bei ihnen forchetta, wie auf Italienisch, weil sie kein eigenes Wort dafür brauchen? Es riecht nach frisch geröstetem Kaffee, nach Nelken und Ingwer. Die Eritreer haben das gemeinsame Kaffeetrinken ausgedehnt zu einem Sprachkaffee, einem Sprechkaffee, einem Café complet, während man es in Zürich West gerafft hat zu einem Espresso to go für 4 Franken 50.

Zürich ist ein Sonnensystem, um Zurich City drehen sich die Welt und die zwölf Monde: Affoltern, Seebach, Oerlikon und wie sie alle heissen. Die Monde drehen sich auch um sich selbst. Als ich nach Zürich kam, bevor ich hier gewohnt habe, ging ich an die Bahnhofstrasse und ins Niederdörfli. Seit ich hier wohne, bin ich nie mehr dort (ausser für Bücher und Arancini). Anders als in Bern genügt in Zürich ein Quartier zum Leben, manchmal locken die Quartiere Städter aus dem Zentrum zu sich. Oerlikon zum Beispiel, Oerlikon schickt mir seinen Standort und schreibt: Huusmusig, Jodeln, Dönerplatte. Es schreibt: Balkan Orkestar, Tekedum Teketkedum, Bratwurst auf der Offenen Rennbahn, und ich tanze zu

afrikanischen Trommelwirbeln. Oder. Aus offenen Fenstern klingt Klezmer, ich trete ein, es ist warm, es ist die Musik, die warm gibt, die Klarinette, das wärmste Instrument. Sie ist mein Rattenfänger, mein Rattengift: Wenn sie erklingt, folge ich ihr, und etwas in mir zieht sich zusammen. Mein Klarinettenkoffer bleibt seit sechs Jahren, seit ich von Bern weggezogen bin, geschlossen. Indem ich mein Instrument zurückliess (die fehlende Zeit, die Hausordnung, die Dummheit), habe ich auch meinen Lehrer, das Duo, das Orchester, ja, die klassische Musik zurückgelassen und hier nicht wiedergefunden. Lange trug ich den Schlüssel des Klarinettenkoffers an meinem Schlüsselbund, aber ich habe nicht bemerkt, dass er auch in Zürich gepasst hätte. Das Instrument ist kalt geworden. Ob ich noch spielen könnte? Es ist schwierig, höre ich den alten Mann sagen, man muss damit beginnen, wenn man jung ist.

Was macht man nicht alles, um wegzukommen, wenn man jung ist. Und was macht man nicht alles, um anzukommen, bevor man alt wird. Zürichdeutsche Wörter lernen. Kreise und Quartiere ablaufen (oder abfahren, ich steige aufs Velo um. Zürich, so merke ich beim Gehen und Schreiben, ist gross. Ich muss mehrmals anhalten und Google Maps fragen, wie ein Kurier von Uber Eats). Man besucht das Theaterspektakel, das Sechseläuten, das Zürcher Derby, man wird gefragt: Bist du für GC oder für den FCZ, man entscheidet sich für einen Klub, nur um festzustellen, dass auf dem Hardturm kein Stadion mehr ist, sondern ein Streetfoodfestival. Dafür kann man plötzlich mitreden, wie lange das so bleiben soll, Ankommen in der Stadt durch das Kreisbüro und das Stimmrecht.

Bei den Schrebergärten in der Hard (weihen die nicht auch bald einem Stadion?) stelle ich mein Velo unter einen Zwetschgenbaum, streife vom Regen schwere Sonnenblumen, stehle Himbeeren. Mein Grossvater sagt jeweils: Was über den Zaun wächst, gehört allen. Oder: Das lassen wir den armen Vögeln, sie sind auch Geschöpfe Gottes. Die Bohnenbüsche glänzen nass, die Gärten sind leer, keine Musik kommt aus den Radios und kein Rauch aus den Cheminées. Am Abend beleben sie sich: nicht mit FahnenSchwingern und Spanferkeldrehern und Hosenträgerträgern, sondern mit Gärtnern aus verschiedensten Ländern. Sie sagen: Wir haben die schärfsten Chilis der Welt, aus Samen aus Eritrea. Wusstest du, dass man bei uns in der Türkei aus Kürbis Süssspeisen macht? Wir frieren die Bohnen ein,

23 Kilos, und im Winter kochen wir zusammen Pasta e Fagioli. Das sind Chayoten, eine Art Gurke mit Stacheln aus Costa Rica, keine Ahnung, ob die hier wachsen werden. Willst du Himbeeren? Im Schrebergarten verstehe ich jede Sprache. Wenn all die Gärtner ihre Fahnen hissen würden, könnten Schulklassen hier die Flaggen aller Länder lernen, und noch vieles mehr. Ich habe im Schrebergarten pfeifen gelernt. Mein Grossvater pfeift den Tomaten vor, wenn er sie giesst, eine Giesskanne pro Pflanze, und beim Pfeifen habe ich ihre Last vergessen. Noch heute bekomme ich eingekochte Tomaten von meiner Grossmutter: Berner Rosen, für den Winter im fernen Zürich.

Ich komme wieder ans Wasser, ich weiss: Künstler tragen Schnäuzchen, und die Sihl fliesst in die Limmat. Aber wo kommen sie her, die Künstler? Vielleicht wie ich aus Bern, oder sogar aus dem Aargau, deshalb das Schnäuzchen (Ankommen durch Aargauerwitze). Ich folge dem Fluss stromaufwärts, unterwandere mit ihm den Bahnhof, Google Maps sagt: Langstrasse, Werd, Enge, Wollishofen, Leimbach. Ein Spaziergang wie ein Monopoly. Die Spielfelder sind Porträutomaten, Pflegeheime und Gemeinschaftszentren, ich hüpfte von einem Feld zum nächsten. Die Häuser sind grüne Klötzchen, in der Mitte der grünen Klötzchen sitzen 120 Leute am Tisch und zeichnen die längste Zeichnung der Welt. Kinder schreiben auf farbige Zettel: Ich wünsche mir eine Fee mit grünem Glitzerkleid und Zauberstab. Ich wünsche mir einen friedlichen Drachen mit blauen Flügeln. Es sind die gleichen Wünsche, die die Kinder in Höngg und Seebach haben, die ich vor fünfundzwanzig Jahren hatte. Man muss mit Spielen und Träumen beginnen, wenn man jung ist.

Entlang des Flusses fahre ich zurück in die Stadt, in Stromrichtung rollt es sich leicht, abwärts, heimwärts. Einmal halte ich an und frage Google Maps. Ich werde nie mehr einen Ort so gut kennen wie das Quartier, in dem ich aufgewachsen bin (das Vogelquartier): jede Strasse, jedes Haus, jeden Menschen und jeden Vogel. Mittlerweile verbinde ich dieses Gefühl nicht mehr mit Zuhause, sondern mit Kindheit. In Zürich kenne ich nicht mal die Kreise, aber das macht nichts, solange ich weiss, wo die Klarinette spielt, wo die Freunde sind, wo es eritreischen Kaffee gibt, Himbeeren, Berner Rosen und Dosenbier.

Patric Marino

Impressum

Herausgeberin

Stadt Zürich
Stadtentwicklung Zürich
Integrationsförderung
Postfach, 8022 Zürich
stadt-zuerich.ch/integration
T +41 44 412 37 37

Idee und Konzept

Asmaa Dehbi
Natalia Huser

Texte

Natalie Avanzino
Nina Fargahi
Patric Marino
Inés Mateos
Christof Meier

Gestaltung

Simon Egli

Fotos

Verein ExpoTranskultur, expotranskultur.org

Verein MAXIM Theater, maximtheater.ch

F+F Schule für Kunst und Design, ffzh.ch
Eulalie Blanc, Claudia Breitschmid,
Delia Frauenfelder, Ana Hofmann, Rhea Seleger

Förderverein Galotti, galotti.ch

Verein n'importe quoi Produktion,
nimportequoiproduktion.ch
Adrian Dörig

HEKS Regionalstelle Zürich/Schaffhausen,
heks.ch/was-wir-tun/heks-neue-gaerten-zuerichschaffhausen
Sabine Buri, Julie Lovens

Informationen zu den städtischen Integrationskrediten

stadt-zuerich.ch/integrationskredit

Zürich, Oktober 2020

